

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band XLIX.



N^o 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig

Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten
zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen.

1886.

Ein Jahr am Kap Horn.

(Nach dem Französischen des Dr. Hyades.)

III. (Schluß.)

(Sämmtliche Abbildungen nach Photographien.)

Ein Hauptstudienobjekt für die Expedition bildeten natürlich die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen, über welche wir bis jetzt nur wenige und meistens auf flüchtige Beobachtungen gegründete Nachrichten hatten. Die Mittheilungen der Franzosen beziehen sich natürlich ausschließlich auf die Bewohner der Umgebung der Orangebai und lassen sowohl die Makalufs der Westküste wie die Dna der Hauptinsel (man vergleiche hierüber den Bericht von Bridge über die Ethnographie des Feuerlandes in Bd. 47) ganz außer Betracht, da sie mit diesen in keinerlei Beziehungen gekommen sind. Der Stamm an der Orangebai, der südlichste der ganzen Welt, gehört zu der von Fitzroy als Tekinika bezeichneten Klasse, den Yahgans der englischen Missionare. Noch heute ist das, was die ersten Berichte, die bis 1715 hinaufreichen, über sie besagen, vollkommen zutreffend und die Reproduktion der Berichte würde genügen, wenn sie ein klein wenig detaillirter wären.

Es ist dem Feuerländer niemals eingefallen, in der Weise die Produkte seines Landes zum Schutze gegen die Witterung und zur Erhöhung der Bequemlichkeit zu verwenden, wie das z. B. der Eskimo im Norden thut. Sie haben keine Kleider, keine feste Wohnung, sie sammeln keinerlei Wintervorräthe. Eine um die Schultern geworfene Robbenhaut oder ein paar zusammengenähte Otterfelle können kaum eine Kleidung genannt werden, die Häuser sind rasch errichtete Zweighütten, die nach ein paar Tagen

wieder verlassen werden und in denen sie, am Feuer niedergekauert, die Nacht verbringen, und die Nahrung muß jeder Tag bringen. Freilich ist von einer strengen Winterkälte hier keine Rede; die Mitteltemperatur beträgt zwar nur $+ 5^{\circ}$; sie übersteigt im Sommer nicht $+ 7,17^{\circ}$ und fällt im Winter nicht unter $+ 3,56^{\circ}$, aber man begreift doch kaum, wie die Feuerländer unter diesen Bedingungen aushalten können.

Das Einzige, was man eigentlich eine Kleidung nennen kann, ist ein kaum handgroßer Lappen von Guanacofell, welchen die Frauen an einer um die Hüften laufenden Schnur befestigt tragen; ohne diese Maschakana zeigen sie sich niemals, aber sie genügt ihnen auch vollständig, obschon man durchaus nicht sagen kann, daß es ihnen an Schamhaftigkeit fehle. Auch die kleinen Kinder werden nicht besser gegen den Frost geschützt; um sie zu tragen, benutzt man ein Guanacofell, sonst sind sie vollständig nackt. Frauen und Mädchen sind übrigens durchaus nicht gleichgültig gegen ihr Aussehen und suchen ihre Gesichter durch Querstriche und Tupfen mit weißem Thon nach besten Kräften zu verschönern, wie unsere erste Abbildung zeigt.

Da die Feuerländer innerhalb eines bestimmten Bezirkes nomadisiren und niemals lange an derselben Stelle bleiben, machen sie sich mit der Erbauung ihrer Hütten keine großen Umstände. Wir geben auf S. 34 und 36 die Abbildungen von zwei solchen Hütten nach Photographien. Ein paar Stämme

werden in die Erde gesteckt mit den Spitzen gegen einander, die Zwischenräume einigermaßen mit Zweigen ausgefüllt und der Boden ganz roh geebnet; dann bringt man das in der Pirogue immer glimmende Feuer herein und die

Hütte ist zum Bewohnen fertig. Nur dann und wann, wenn man länger an einem Platze bleiben will und gar zu schlechtes Wetter droht, baut man die Hütten größer und sorgfältiger, aber gar oft müssen auch ein paar zusammen-



Geschminkte Feuerländerinnen.

gesteckte Zweige am Fuße eines Felsens selbst bei schlechtem Wetter genügen. Natürlich schlafen sie auch auf der bloßen Erde, kaum daß sie sich die Mühe nehmen, ein paar Hände voll Gras und Kräuter zur Unterlage anzurupfen; eine

Robbenhaut unter zu legen, erscheint ihnen schon als ein hoher Grad von Luxus und Verweichlichung.

Das Wunderbarste an den Feuerländern ist jedenfalls, daß sie niemals an eine Fürsorge für den nächsten Tag



Hütte im Walde.

denken. Und doch ist der Winter streng genug und die Zeiten sind gar nicht selten, in denen der Feuerländer weder auf die Jagd, noch auf den Fischfang ausziehen und auch nicht einmal Muscheln an den von der Brandung gepeitschten Klippen ablesen kann. Läßt sie dann nicht der Zufall

eine tote Robbe oder einen gestrandeten Walfisch am Ufer finden, so heißt es freilich fasten. Dann liegen sie unbeweglich in ihren Hütten um das qualmende Feuer und erheben sich nur, wenn frisches Brennholz geholt werden muß. Wird der Hunger zu heftig, so sammeln sie am

Strande die Wurzeln von *Armeria magellanica* und stopfen mit ihnen, die freilich kaum Nahrungstoff enthalten, den knurrenden Magen voll. Zum Glück dauern solche Schneestürme, die jede Bewegung draußen unmöglich machen, selten länger als drei bis vier Tage, und das läßt sich am Ende aushalten. Die Leute magern in solchen Fastenzeiten freilich rasch ab, aber bei genügender Nahrung erholen sie sich auch fast ebenso rasch wieder und sie können dann auch, wie alle Jägervölker, ganz überraschende Quantitäten Fleisch zu sich nehmen.

Die Erzählungen von gewohnheitsgemäßer Anthropophagie, wie sie seit den Reisen von Fitzroy und Darwin in allen Büchern spuken, und wie sie auch noch ganz neuerdings Dr. W. Schneider¹⁾ wiederholt, beruhen bekanntlich alle auf den Erzählungen der vom Kapitän Fitzroy nach England mitgenommenen jungen Feuerländer, welche der „Beagle“ nach ihrer Heimath zurück brachte. Diese erzählten, daß sie, wenn sie im Winter allzu arg vom Hunger geplagt würden, die alten Frauen, die doch unnütz wären, lieber schlachteten, als sie einen Hund opferten, denn „Hunde können Ottern fangen, alte Frauen nicht“. Die Schlachtopfer würden über das Feuer gehalten, bis sie ersticken, und dann kunstgerecht zerlegt. Darwin erfuhr noch, daß die bejammernswerthen alten Frauen in solchen Fällen manchmal in die Berge zu flüchten versuchten, aber von den Männern verfolgt und zurück geschleppt würden. An dieser ganzen Erzählung scheint kein wahres Wort zu sein; weder die seit fünfzehn Jahren im Feuerlande angesiedelten Missionare noch die französischen Forscher haben jemals einen solchen Fall von Anthropophagie konstatiren können, auch in längeren Hungerzeiten nicht, und auch die im Kampfe getödteten Feinde werden nicht aufgefressen. Die alten Frauen sind übrigens durchaus nicht so unnütz, wie obige Erzählung voraussetzt; ihre Erfahrung giebt ihnen einen entschiedenen Werth beim Beschaffen der Nahrungsmittel sowohl, wie

bei den sonstigen Haushaltungsarbeiten, und gar nicht selten heirathen junge Leute lieber eine erfahrene ältere Frau, als ein junges, wenn auch hübscheres Mädchen. Ältere Frauen, deren Männer gestorben sind, üben sogar ganz entschieden alle Rechte des Familienoberhauptes aus; auch wenn sie allein leben, haben sie immer ein paar Kinder oder Enkel bei sich, die ihnen unbedingt gehorsam sind. Auch die alten Männer erfreuen sich großen Einflusses und einer Art Verehrung. Zu einer Organisation über die Familie im engsten Sinne hinaus läßt aber der unbändige Unabhängigkeitstrieb die Feuerländer nicht kommen. Jeder ist auf sich selbst allein angewiesen und so existirt nicht einmal die patriarchalische Stammesform, wie bei anderen auf etwa gleicher Kulturstufe stehenden Völkern. Sobald der Sohn erwachsen ist, fühlt er sich völlig unabhängig von seinem Vater und ist bei der geringsten Ursache bereit, sich von ihm zu trennen und mit seiner Frau eine eigene Haushaltung zu beginnen. Indes bleibt doch immer ein gewisser Zusammenhang und die Abkömmlinge eines Geschlechtes fühlen sich im Falle von Gefahren und Zwistigkeiten immer als zusammengehörig.



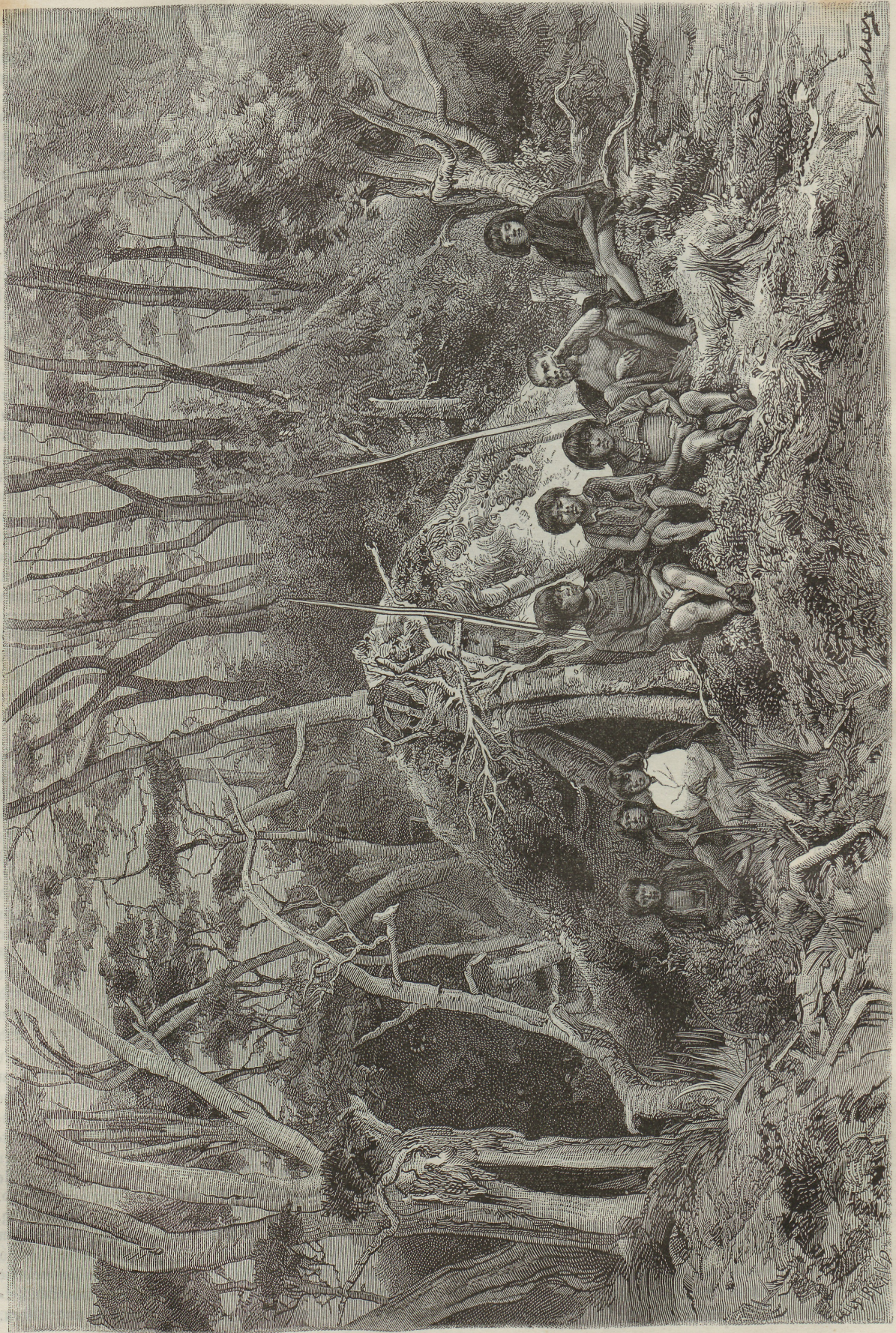
Feuerländerin mit ihrem Kinde.

Innerhalb der Familie theilen sich Mann und Frau in die Arbeit. Den Männern fallen die eigentlich schweren Arbeiten zu; sie hauen das Brennholz und bringen es nach Hause, sie bauen die Hütten und konstruiren die Piroguen und sie betreiben die höhere Jagd. Diese gilt besonders den Robben, welche sie in den Piroguen verfolgen und mit den selbstgefertigten Harpunen erlegen, und den Ottern. Bei letzterer Jagd werden sie von ihren Hunden unterstützt, welche die Ottern in den Strandhöhlen aufsuchen und entweder sofort erwürgen oder

den Jägern zutreiben. Zum Tödtten der Vögel bedienen sie sich der Schleuder, in deren Handhabung sie sehr geschickt sind. Unser Bild S. 37 zeigt beide Waffen und ihre Anwendung.

Den Frauen fallen zunächst die eigentlichen — in diesem Falle beim Mangel von Häusern freilich uneigentlich so genannten — häuslichen Arbeiten zu; außerdem sammeln sie bei jeder Ebbe an den Felsen die Miesmuscheln und Schüsselfschnecken, die einen wichtigen Theil der Nahrung bilden.

¹⁾ Die Naturvölker, Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Paderborn 1885.



Hütte der Feuerländer.



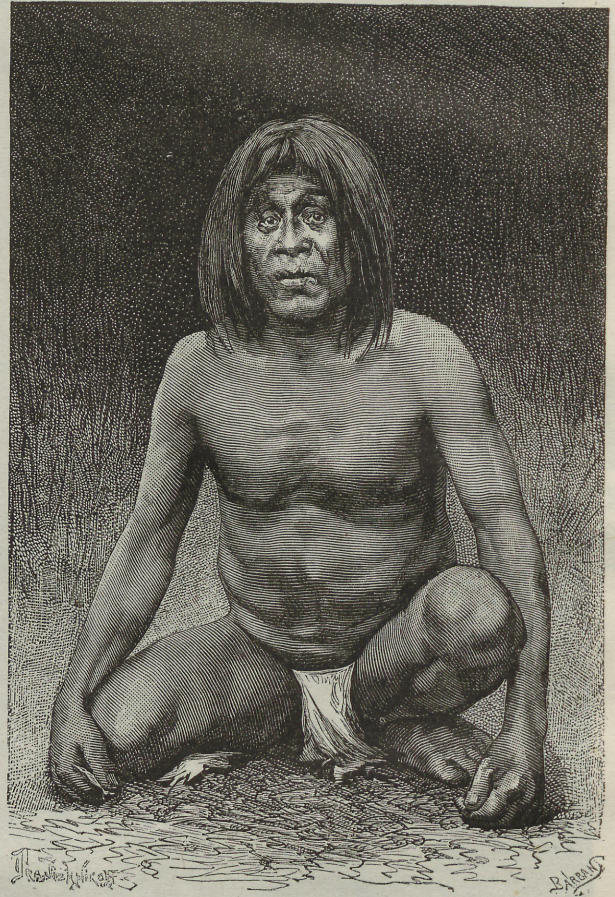
Feuerländer mit Schleuder und Harpune.

Sie besorgen die Küche, unterhalten das Feuer und zünden es nöthigenfalls an; zu letzterem Zwecke schlagen sie zwei Schwefelkiese oder Eisenkiese an einander und fangen die Funken in trockenem Vogelslaum auf. Ferner holen sie das Wasser und flechten aus einer Binseart (*Juncus magellanicus*) Körbe und die für die Piroguen nöthigen Stricke; auch die Armbänder und Halsbänder aus durchbohrten Muscheln werden von ihnen ausschließlich angefertigt. Ferner ist der Fischfang Sache der Frauen; sie angeln mit einem entsprechend geformten Stücke Muschelschale oder auch einfach mit einem Stückchen Fleische, das an die Leine gebunden ist, die rasch herausgezogen wird, ehe der Fisch den verschluckten Köder wieder von sich geben kann. Die Leinen werden theils aus getrocknetem Tang

(*Macrocystis pyrifera*) angefertigt, theils aus Robbensehnen und durch einen angebundenen Stein versenkt. Die Frauen sammeln auch mit einer langen, vierzackigen Gabel die häufigen Seeigel und mit einer Art hölzernen Spatens die Chiton- und Schüsselschnecken von den vom Wasser überdeckten Felsen. Endlich hat in den Piroguen die Frau fast ausschließlich das Ruder zu führen. Es ist das gerade keine allzu anstrengende Arbeit, denn die Piroguen, ausschließlich aus der Rinde der birkenblättrigen Buche (*Fagus betuloides*) erbaut, sind von einer wunderbaren Leichtigkeit. Leider auch von einer ebenso geringen Dauerhaftigkeit. Im Allgemeinen nimmt man an, daß eine gute Pirogue nicht über ein halbes Jahr brauchbar bleibt, trotz aller Sorgfalt, welche Mann und Frau gemeinsam auf ihre Erhaltung



Feuerländerin, einen Kormoran rupfend.



Zakamusch.

verwenden. Es ist hauptsächlich die Aufgabe der Frau, diesen für die Existenz des Feuerländers ganz unentbehrlichen Gegenstand im Stande zu halten und stets sieht man sie beschäftigt, die Nitzen mit halbfaulen Zweigen zu kalfatern und die einzelnen Stücke zusammenzunähen. Der Verlust ihrer Pirogue macht eine Feuerländerfamilie für den Augenblick völlig hilflos, und wenn sie an einer einsamen Klippe Schiffbruch leiden und nicht zufällig von Anderen bemerkt werden, kommen sie in Gefahr, Hungers zu sterben.

Seltener Weise können wohl die Frauen schwimmen, die Männer aber nicht (? Ned.). Die Frauen schwimmen meistens sehr gut, gehen aber nur dann ins Wasser, wenn sie müssen, z. B. um einen mit der Schleuder erlegten Vogel zu holen. Nur selten, bei relativ warmer Temperatur,

hatten die Franzosen Gelegenheit, zu beobachten, daß die Feuerländerinnen auch zu ihrem Vergnügen ins Wasser sprangen und ohne einen bestimmten Zweck lustig darin herum spielten. Zu tauchen, wie öfter angegeben wird, schienen sie indeß nicht; zum Herausholen der Muscheln und Seeigel haben sie, wie oben erwähnt, ein eigenes Instrument.

Mädchen und Knaben werden schon früh zur Theilnahme an den Arbeiten angehalten, übrigens aber sehr gut behandelt, wenn ihre Eltern auch nicht so zärtlich mit ihnen thun, wie in Europa.

Eine Spur von religiösen Vorstellungen haben die Franzosen bei den Feuerländern nicht entdecken können; den Missionaren ist es bekanntlich auch nicht besser gegangen.

Auch der Aberglaube ist nicht allzu arg. Sie vermeiden es möglichst, von ihren verstorbenen Vorfahren zu sprechen und sind namentlich nur sehr schwer dazu zu bringen, deren Namen zu nennen, was natürlich eine historische Ueberslieferung beinahe unmöglich macht. Ihren Kindern geben sie einen Namen erst, wenn sie etwa zwei Jahre alt sind und zu laufen anfangen; sie thun das, wie sie sagen, damit sie, wenn das Kind vorher stirbt, nicht einmal zufällig seinen Namen hören und dadurch an ihren Verlust erinnert werden. Gewöhnlich erhalten sie dann den Namen des Ortes, an welchem sie zur Welt gekommen sind. Verlust von Kindern wird überhaupt schwer empfunden, und nicht selten sahen die Franzosen die Mienen der Wilden sich verbüstern und die Frauen sogar in Weinen und Klagen ausbrechen, wenn zufällig auf einen solchen Todesfall angespielt wurde. Sie tragen auch die äußeren Zeichen der Trauer, schwarze Bemalung des Körpers und auf dem Scheitel tonförmig kurz geschorenes Haar, längere Zeit zur Schau. Vor dem Tode und den Leichen scheinen sie indeß nicht die geringste Scheu zu haben. Hyades hält es auch, ebenso wie die englischen Missionare, für völlig begründet, daß sie, wenn ein Sterbender das Bewußtsein verliert und zu röcheln beginnt, ihm die Kehle zudrücken und so den Todeskampf abkürzen. (Es ist das nicht nur in barbarischen Ländern üblich, auch in Deutschland giebt es Gegenden genug, in welchen man, wenn Jemand zu lange zu kämpfen hat, ihm das Kissen unter dem Kopfe hinwegzieht, um das Ende zu beschleunigen.)

Der einzige eigentliche Aberglaube ist der an die Existenz von Dämonen, welche sie *Ualapatu* nennen. Es sind dieselben, welche am Beagle-Kanal nach Bridge Catchipick heißen, unsichtbare, bössartige Wesen, die sich nur zeigen, um Unheil anzuflehen. Wer sie sieht, ist verloren; öfter hört man ihre Stimme, welche der der Kobbe gleicht, aber von den Feuerländern sofort unterschieden wird.

Glauben sie dieselbe in stiller Nacht gehört zu haben, so erfährt sie eine wahnwitzige Angst, sie verrammeln sorgsam jede Deffnung der Hütte und warten, die Waffen in der Hand, zitternd am Feuer den Morgen ab. Dann aber verlassen sie alsbald den Lagerplatz und flüchten nach einer anderen Insel. Gar oft folgt ihnen das Schreckgespenst auch dorthin und hegt sie mehrere Nächte lang, bis sie endlich vor Erschöpfung in einen tiefen traumlosen Schlaf fallen. Der *Ualapatu* entspricht anscheinend in seinem Wesen ganz dem *Loup-garou* der französischen Bauern; der Werwolf der deutschen Märchen giebt dagegen nur eine sehr unvollständige Vorstellung von ihm.

Nach Fitzroy sollen die Feuerländer auch Zauberer und Medicinmänner haben; die Franzosen konnten nichts davon bemerken. Allerdings wird, wenn Jemand länger krank ist, ein Mann gerufen, der unter einigen seltsamen Gebräuchen ihm Hilfe bringen soll, aber derselbe beschränkt sich im Wesentlichen auf eine kunstgerechte Massage des Theiles, in welchem man den Sitz der Krankheit vermuthet. Der *Sakamusch* — unsere letzte Abbildung stellt einen solchen dar — hockt neben dem Kranken auf die Erde nieder und improvisirt zunächst unter furchtbarem Gesichterschneiden einen völlig unzusammenhängenden mißtönenden Gesang; dann beginnt er, immer singend, die Glieder zu drücken und zu kneten und hält nur zeitweise inne, um erst den Kranken und dann seine eigenen Hände anzublauen und diese gegen das Feuer zu schütteln. Schließlich schneidet er mit einer Muschel dem Patienten einen Büschel Haare ab und wirft sie ins Feuer; damit ist die Operation beendet. Ein solcher *Sakamusch* ist übrigens ziemlich in jeder Familie und man schreibt ihm keinerlei übernatürliche Gewalt zu.

Er ist meist ein älterer Mann, doch kommen auch jüngere vor und im Allgemeinen scheint das Familienoberhaupt diese Funktion auszuüben. Daher mag es auch gekommen sein, daß Fitzroy sich überzeugt zu haben glaubte, daß die Zauberer einen großen Einfluß auf ihre Stammesgenossen ausübten, was durchaus nicht der Fall ist. Der *Sakamusch* übt auch keine Kunst unentgeltlich aus, was ein Medicinmann von Handwerk nie thut. (Man vergleiche die Angaben von Bridg in Bd. 47, S. 332, der in dieser Hinsicht wesentlich anderer Ansicht scheint als die Franzosen.)

Die Eingeborenen an der Orangebai sind kleiner Statur, die Männer nicht über 1,58 m hoch, die Frauen nur 1,48 m. Die Hautfarbe ist ein helles Gelb. Die Züge sind grob, aber die gewöhnlich lebhaften und ausdrucksvollen Augen lassen die Physiognomien doch nicht unangenehm erscheinen. Brust und Hüften sind breit und gut entwickelt. Die Männer vertilgen sämtliche Bart- haare sorgsamst. Die Frauen zeichnen sich meist durch sehr plumpe Figur aus und sind nichts weniger als verführerisch.

Im längeren Verkehr mit den Franzosen legten die Feuerländer wohl nach und nach einen Theil ihrer ursprünglichen Scheu und Zurückhaltung ab, aber sie blieben durchaus ihren alten Sitten getreu und zeigten nicht die geringste Lust, etwas von den Fremden zu lernen. Nur zur Essenszeit kamen die benachbarten Familien regelmäßig und hockten vor dem Stationsgebäude nieder, um die Ueberbleibsel in Empfang zu nehmen. Eine besondere Vorliebe zeigten sie, wie solche Stämme gewöhnlich, für die leeren Konservendbüchsen, welche sie mit größtem Eifer zusammensuchten und in ihre Hütten schleppten. Die Bevölkerung wechselt übrigens ziemlich rasch; länger als zwei Monate hielt kaum eine Familie in der Nähe der Fremden aus, trotz der gebotenen Vortheile, es schien sie eine Art Heimweh nach ihrem herum-schweifenden ungebundenen Leben zu ergreifen und sie verschwanden ohne Abschied, um alsbald durch andere ersetzt zu werden. Dreißig bis vierzig Individuen lagerten gewöhnlich in der Nähe der Station, und, als nach Verlauf der ersten paar Monate die Franzosen eine gewisse Anzahl der gebräuchlichsten Worte gelernt hatten, entwickelte sich mit denselben auch ein einigermaßen freundschaftliches Verhältniß. Einzelne ließen sich sogar zu Dienstleistungen herbei; halfen beim Wegebau und trugen Holz, doch schien ihnen das nicht recht zu gefallen und man konnte nie auf sie rechnen; große Ansprüche machten sie freilich auch nicht dafür und mit einigen Brocken Brot oder Zwieback waren sie jederzeit zufrieden. Nur einer oder zwei blieben der Station treu und entschlossen sich zu regelmäßigen Arbeiten.

Aber auch die fleißigsten Besucher brachten es, obschon sie sich ehrlich Mühe gaben, niemals dahin, die französischen Ausdrücke zu behalten; *oui* und *chemise* waren schließlich die einzigen Bereicherungen ihres Wortschatzes, für Brot behielten sie immer das englische *bread* bei. Uebrigens ist auch ihre Kenntniß des Englischen nicht weit her, über 15 bis 20 Worte hatte es keiner hinaus gebracht. Es ist das um so auffallender, als sie selbst eine wortreiche und gut ausgebildete Sprache haben, deren Wortschatz die Missionare auf mindestens 30 000 anschlugen. Am liebsten trieben sie sich in dem zoologischen Laboratorium herum, einem zum Theil auf abgesägten Baumstämmen in einiger Entfernung von den anderen Häusern errichteten Nothbau, den man aus Kistenbrettern hatte zusammen-nageln müssen, da er in dem ursprünglichen Programm nicht vorgesehen war. Hier, wo die hauptsächlichsten Beobachtungen und Messungen an ihnen vorgenommen wurden, gestattete man ihnen den ganzen Tag über Zutritt und

freie Bewegung und trotzdem kamen nicht die geringsten Diebereien vor. Die Feuerländer sind also in dieser Hinsicht entschieden besser als ihr Ruf.

Mit dem 1. September 1883 schlossen die officiellen Beobachtungen, die Sammlungen waren schon vorher eingepackt und an Bord gebracht worden und am 3. September lichtete die „Komanche“ mit dem ganzen Personal an Bord die Anker und steuerte zunächst durch den Beagle-Kanal, dessen prachtvolle Gletscherscenerie sich nicht zum zweiten Male in der Welt findet, nach Punta-Arenas an der Magalhãesstraße und nach kurzem Aufenthalte da-

selbst direkt nach Cherbourg, das am 12. November erreicht wurde.

Damit schließen die Schilderungen des Dr. Hyades, welche, so interessant sie sind, doch eigentlich mehr Fragen aufwerfen als erschöpfend beantworten. Hoffentlich bleibt der officielle Bericht des Kapitäns Martial¹⁾ nicht allzu lange aus und setzt uns in den Stand, unseren Lesern weitere Details über die südlichsten Bewohner der Erde zu geben.

¹⁾ Derselbe ist leider unlängst in Tongking, wo er eine Batterie befehligte, der Dysenterie erlegen.

N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien.

III. (Schluß.)

Da wir nach unserer Information die Unmöglichkeit einfanden, mit Kameelen nach Tibet zu gehen und unsere Kameele, welche von Urga an schwere Ballen geschleppt hatten, entkräftet waren, mußten wir uns entschließen, in Keria für die bevorstehende Exkursion auf das Hochplateau Tibet 30 Saumpferde zu miethen. Die überflüssige Bagage (d. h. die Sammlungen) wurde dem Chakim (Gouverneur) von Keria, einem Eingeborenen, in Verwahrung gegeben; die Kameele, 51 an der Zahl, aber wurden unter Bewachung von sechs Kosaken in der Nähe Kerias zur Weide zurückgelassen. Wir selbst, 15 Mann hoch, rückten, nur mit dem Nöthigsten ausgerüstet, von Keria nach Süden aus, in der Hoffnung, Tibet durch jene Schlucht zu erreichen, welche 1871 ein Pundit (ein in der Topographie unterwiesener Indier) von Ladok aus passirte. Jedoch unsere Hoffnung sollte zu Schanden werden. Die erwähnte Schlucht, durch welche der Fluß Kurab fließt, erwies sich, abgesehen von der Zerstörung der Brücke und der Bergpfade durch die Chinesen, für Saumpferde unzugänglich, besonders während des Sommers, wo alle Bergbäche angeschwollen sind; ein anderer Paß war nicht vorhanden. Wir mußten also, so leid es uns auch that, unser Vorhaben, den nordwestlichen Theil Tibets zu besuchen, aufgeben, und entschlossen uns kurz, statt dessen die Keria zunächst liegenden Gebirgszüge zu durchstreifen. Sie bilden eine unmittelbare Fortsetzung des „Ruffischen“ Höhenzuges, und da die Eingeborenen ihnen keinen auf den gesammten Gebirgszug bezüglichen Namen beigelegt haben, sondern immer nur die einzelnen Schluchten und Bergkegel bezeichnen, so mußte ich wieder den Puthen spielen und taufte dieses Gebirge denn auf den Namen Keria-Gebirgszug. Dieser Gebirgsstamm erstreckt sich von Ost nach West 160 Werst weit, zwischen den Flüssen Keria und Turun-Kasch; letzterer trennt diesen Kamm von den Gebirgszügen, die sich bis zum Karakorum weiter hinziehen. Der Keria-Gebirgsstamm stellt sich dem Auge als eine hohe, plötzlich steil ansteigende Gebirgswand dar, die auf der ganzen Längenausdehnung über die Schneegrenze hinausragt. Mit ewigem Schnee bedeckte Spitzen treten sogar in abzweigenden Rämmen bis zur äußersten Seite der Gebirgswand vor und überhaupt besitzt die Schneeregion dort eine große Ausdehnung. Besonders hervorragende Spitzen haben wir nicht bemerkt, obwohl sich hier und da über der Gesamtmasse des schneebedeckten Kolosses höhere Gruppen erheben, die wahrscheinlich 20 000 Fuß absoluter Höhe übersteigen. Zu unserm

Leidwesen hatten wir keine Möglichkeit, trigonometrische Höhenmessungen vorzunehmen oder die Höhe barometrisch zu bestimmen. An Weidem wurden wir durch den fortwährenden starken Regen verhindert, welcher während der 25 Tage, die wir in der höheren Zone des Keria-Gebirges zubrachten, unaufhörlich niederströmte. Diese Regenzeit wird wahrscheinlich durch die Monsune des Indischen Oceans bewirkt und dauert während der drei Sommermonate, doch tritt der Regen am heftigsten im Juli auf. Diese Regenperiode ist Ursache der großen Zahl von Gletschern in den Bergen, denen viele Bäche entspringen; am Fuße des Gebirges bilden sich die Däsen an diesen Flüssen. Eine andere Folge der Sommerregen erblickt man in dem ausgezeichneten Weidelande auf den unteren Stufen des Gebirges in einer absoluten Höhe von 9000 bis 12000 Fuß. Auf den Matten dieses Gürtels weiden große Heerden zartwolliger Schafe. Je weiter nach dem Norden, desto schwächer tritt die Regenzeit auf, und es ist wahrscheinlich, daß nur ein geringer Theil des Regens bis zu den Höhenzügen des centralen Kuen-Luen getragen wird.

Ungeachtet der ergiebigen Bewässerung durch den Regen während des Sommers ist der Keria-Gebirgszug ungemein arm in Bezug auf die Flora und ihre Vielfältigkeit, man sieht weder Wälder noch Buschwerk. Größere Thiere trifft man auch nicht an, mit Ausnahme der Bergschafe (Kuku-Joschak) auf den Felsabhängen; von der gefiederten Welt bemerkt man bloß Geier in größerer Zahl und Riesenbergghühner (Megaloperdix). Den Grund einer solchen Armuth des organischen Lebens hat man wohl einerseits in dem scharfen Kontraste zwischen der trockenen und heißen Wüste und den mächtigen kalten Bergen, die auf einem verhältnißmäßig kleinen Raume zusammengedrückt sind, und andererseits in der ungewöhnlichen Steilheit der Bergwand zu suchen, bei welcher schon zwischen den einzelnen schmalen vertikalen Gürteln große Unterschiede in der Temperatur und Bewässerung zu Tage treten. Die unterste Grenze der Gletscher des Nordabhangs des Keria-Gebirgszuges befindet sich, nach der Analogie mit dem Sa-Glifuß-Nanshan zu schließen, vermutlich auf einer absoluten Höhe von 15 500 bis 16 000 Fuß. Auf dem Südbahne desselben Gebirges, welcher sicher kürzer und von topographisch sanfterem Charakter ist, dürfte die Schneegrenze 500 bis 1000 Fuß höher liegen.

Während unseres Aufenthaltes im Keria-Gebirge konnten wir den dortigen südlichen Matschin-Stamm genugsam

kennen lernen und hatten ferner auch Gelegenheit, einen anderen kleinen aber hochinteressanten Volksstamm — die Polu — zu studiren.

Das Dorf dieser Polu, welches nur aus 50 Höfen besteht, liegt am Flusse Kurab, fünf Werst oberhalb seiner Mündung in den Keria, in einer Höhe von 8000 Fuß. Die Leitung ihrer öffentlichen Angelegenheiten ruht in den Händen des durch Wahl bestimmten Akfakal. Die Einwohner beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht. Sie gehören zu der mohammedanischen Sekte der Sunniten. Nach ihrem Herkommen sind die Polu Tibetaner und der Ueberlieferung nach aus folgender Ursache nach ihrem jetzigen Aufenthaltsorte verschlagen worden:

Im westlichen Tibet herrschte vor Zeiten der Brauch, einen Kaiser zu wählen und ihn dann nach Ablauf einer zehnjährigen Regierung, gleichviel, ob er nun ein schlechter oder guter Regent war, zu tödten. Einer dieser Kaiser, Chatain geheissen, floh kurz vor Ablauf der Regentschaft und des ihn damit erwartenden Schicksals mit dreihundert Anhängern außer Landes und gründete eine kleine Kolonie am oberen Laufe des Keria, also auf dem tibetanischen Plateau. Diese Niederlassung wurde aber bald darauf von den Mongolen überfallen und die Bewohner niedergemacht. Nur Chatain selbst rettete sich mit seiner Frau, seinem Sohne und zweien seiner nächsten Umgebung. Diese Flüchtlinge verfolgten den Lauf des Keria über die Ausläufer des tibetanischen Hochlandes hinaus und gründeten, sich mit den Frauen des Stammes Matschin verheirathend, die jetzige Niederlassung Polu, wo jetzt schon die achte Generation nach den ersten Anstiedlern lebt.

Die Bewohner von Polu zeigen, wie die übrigen Stämme in Ost-Turkestan, ein buntes Gemisch von physiognomischen Typen. Vorherrschend ist der Typus des Matschin-Stammes vertreten, nur selten erinnert Einer oder der Andere an die Tibetaner. Die Sprache haben sie auch mit dem Matschin-Stamme gemeinsam. Der örtliche Häuptling sagte uns, daß fast gar keine tibetanischen Worte in ihrer Sprache beibehalten seien. In Bezug auf ihre Lebensweise, ihre Sitten und Kleidung unterscheiden sich die Bewohner Polus ebenfalls nicht vom Matschin-Stamme.

Mit der Schilderung des letzteren will ich diesen Brief abschließen.

Ich erwähnte früher bereits, daß die Angehörigen des Matschin-Stammes sich für das Urvolk von Ost-Turkestan ansehen. Sie bevölkern jetzt den südöstlichen Theil des Landes und leben sowohl in den Dasen als auch in den Bergen. In den Bergbewohnern hat sich der ursprüngliche Typus reiner erhalten. In den Dasen, besonders in den größeren, sowie in den Städten haben sie sich mit dem Stamme Ardbül und anderen eingewanderten Völkernschaften von Ost-Turkestan vermengt. Die Gesamtzahl der Matschin ist nicht bestimmbar. Im Keriagebiete zählt man, wie gesagt, etwa 10 000 bis 12 000 Familien.

Die Berg-Matschin, oder wie sie sich wohl auch nennen, „Maltsha“, bewohnen den Russischen und Keria-Höhenzug und den Karanga-Tag¹⁾. Im Keria-Gebirge (soweit dieses zum Keria-Gebiete gehört) leben etwa 2000 Matschin-Familien. Ihre Hauptbeschäftigung ist Viehzucht,

in geringerem Maße treiben sie auch Ackerbau. Ihrem Aeußeren nach bekunden diese reiner erhaltenen Matschin eine Vermischung der mongolischen und arischen Rasse, mit überwiegendem Einflusse der letzteren. Ihre Backenknochen treten merklich hervor, die Nase ist am unteren Ende abgestumpft, obgleich das Nasenbein nicht, wie bei den echten Mongolen, eingedrückt ist; der Bartwuchs ist besonders an den Backen und an der Oberlippe schwach; die Augen sind groß und nicht schräg geschlitz; der Kopf zeigt eine eckige, hinten abgeplattete Schädelbildung mit meist flacher Stirn; die Lippen sind wulstig; der Wuchs von geringer, höchstens mittlerer Höhe, der Körperbau schwächlich; die Haut ist dunkel gefärbt, wenigstens nicht heller als bei den Mongolen. Obgleich Augen und Haare meist die schwarze Farbe besitzen, so findet man doch hier und da, und zwar an einigen Punkten sogar häufig, bei den Männern (ob bei Frauen auch, weiß ich nicht) blaue oder graue Augen und kastanienbraune, röthliche, zuweilen sogar ganz blonde Haare¹⁾.

Die Männer rasiren das Kopfhaar und lassen den Kinn- und Backenbart stehen. Die Mädchen tragen ihr Haar in vier bis sechs Flechten (zwei am Hinterkopfe und je zwei an den Schläfen), je nach der Fülle des Haarwuchses. Diese Haartracht behalten sie auch nach der Verheirathung bis zur Schwangerschaft bei; von da ab tragen die Frauen nur zwei Flechten am Hinterkopfe. Manche legen sich kleine Locken an den Schläfen ein oder schneiden ihre Stirnhaare kurz und tragen einen Schopf auf der Stirn wie unsere Modedamen. Die Frauen der Bergbewohner besitzen kein einnehmendes Aeußere, in den Dasen trifft man dagegen recht hübsche Gesichter.

Das gemeinsame Kleidungsstück der beiden Geschlechter bildet der Chalat, welchen die Männer an den Hüften umgürtet, die Frauen offen tragen, und Beinkleider bilden die Untergewänder. Als Fußbekleidung dienen Stiefel, welche den unferigen ähnlich sind. Der Kopf wird im Winter und Sommer mit Schaffellmützen bedeckt. Den Turban haben wir bei den Männern im Gebirge nicht bemerkt, und auch die Frauen benutzen den Schleier nur selten.

In den Dasen leben die Angehörigen des Matschin-Stammes in Lehmhütten, in den Bergen legen sie ihre Erdhütten in den dicken Felschichten an. Solche Wohnräume sind bequem und billig hergestellt und haben den großen Vorzug, im Winter warm zu halten und im Sommer kühl zu sein.

So anspruchslos der Berg-Matschin in Bezug auf seine Wohnung ist, so einfach und schlicht ist auch seine Einrichtung und seine Speise. Die letztere besteht hauptsächlich in Weizen-, Gersten- oder Maisbrod, welches im Sommer mit Milch, im Winter mit Thee geessen wird; Fleisch ist eine Seltenheit. Die Bewohner der Dasen sind wählerischer in Bezug auf die Nahrungsmittel, die Speisen sind bei ihnen besser und verschiedenartiger. Einen wichtigen Artikel für die Küche bilden dort Obst und Gemüse, ferner Reis und Thee. Auf den Märkten wird Schaffelfleisch feilgeboten, woraus die Bewohner sich ihr Lieblingsgericht, Plov, zubereiten; man kocht dort auch verschiedene Suppen und versertigt kleine Fleischpasteten, die Pilment genannt werden; Wohlhabendere essen Hühner, Enten und die Eier derselben. In der Zubereitung der Speisen und in Bezug auf die Geräthe wird große Sauberkeit beobachtet.

¹⁾ Unter diesem Namen versteht man das Grenzgebirge südlich von Keria. Zur Bequemlichkeit der geographischen Terminologie könnte, meiner Ansicht nach, die Bezeichnung Karanga-Tag auf den ganzen mit ewigem Schnee bedeckten Höhenzug angewandt werden, welcher sich als Verlängerung des Keria-Gebirges vom Flusse Zurun-Kasch hinzieht und den äußersten westlichen Theil des Kuen-Luen bildet.

¹⁾ Ich halte dies für ein sehr wichtiges Faktum. Bilden die Matschin vielleicht die direkten Nachkommen jener blauäugigen, rothhaarigen Bewohner des östlichen Turkestan, welche den chinesischen Chroniken zufolge unter dem Namen der Saken und Götten bis zum Beginne unserer Aera dort lebten?

Die Bergbewohner treiben, wie erwähnt, hauptsächlich Viehzucht, an erster Stelle Schafzucht. Es giebt zwei Arten: die eine, mit grobhaarigem Felle, nennt man Kelttschaf, die andere, feinwollige, Gyrde. Die ersteren trifft man vorwiegend im russischen Höhenzuge, die Gyrde im Keriagebirge. Sie geben ausgezeichnete Felle. Auch Ziegen werden gezüchtet und geben eine feine Wolle. Hornvieh ist selten, da es in den letzten Jahren durch Seuchen decimirt wurde. Esel, welche als Pack- und Reitthiere dienen, giebt es in großer Zahl. Die Pferde sind nicht groß, aber von reinem Geblüt; ihre Zahl ist jedoch klein, weil die Chinesen sie vor einigen Jahren aus Furcht vor einem Aufstande der Eingeborenen massenhaft vertilgten. Die Vertilgung der Pferde, erzählte man uns, wurde auf eine ganz barbarische Weise ausgeführt. Die Chinesen konfiscirten die Pferde, tödteten sie dann aber nicht gleich, sondern quälten sie zu Tode, indem sie sie im Winter in dem Flusse schwammten und bei Frost mit Wasser begossen. Auf diese Weise wurden Tausende der nützlichen Thiere, an denen das östliche Turkestan so wie so nicht allzu reich ist, nutzlos hingemordet.

Unter den Charaktereigenschaften der Matschin fällt zunächst ihre schreckliche Schwachhaftigkeit auf, in welcher die Männer, wie es scheint, noch mehr leisten als die Frauen. Dann ist ferner allen Angehörigen des Matschin Stammes Feigheit und Leichtfertigkeit gemeinsam. Gesang, Musik und Tanz bilden ihr Hauptvergnügen, sogar in den wildesten Schluchten des Gebirges.

„Es ist ein wahres Glück, daß der Branntwein diesem Volke unbekannt ist, sonst würde es ganz den Kopf verlieren“, sagten unsere Kosaken, um den Hang der Matschin zu leichtfertigen Leben zu bezeichnen. Geldgierig und gehörig faul sind die Eingeborenen übrigens auch, und wie überhaupt alle Asiaten, unsittlich. Einen hübschen Zug im Charakter des Volkes bildet dagegen die Liebe zu den Kindern und der Verwandten unter einander. In der Noth hilft Jeder dem Anderen. Diebstahl ist, in den Bergen wenigstens, sehr selten. Obgleich man die Bergbewohner im Allgemeinen nicht gerade ein laues Volk nennen kann, so zeichnen sich die Frauen dieses Stammes dennoch durch viel größere Lebhaftigkeit und Arbeitsamkeit vor den Männern aus. Sie haben die ganze Wirtschaft und Kindererziehung auf den Schultern. Die Kinder werden sehr lange, zwei, ja sogar drei Jahre gesäugt, bis sie gehen und gut sprechen können. Der Matschin hat gewöhnlich nur eine Frau, selten zwei oder

drei; doch werden die Frauen oft gewechselt, da die Scheidung sehr wenig Anstände macht. Man trifft Frauen, welche den sechsten oder siebenten Mann haben, sehr häufig. Bei zwei oder drei Männern ist fast jede Frau gewesen. Die Ehen werden im frühen Alter, im 12. bis 15. Lebensjahre, geschlossen. Die Männer heirathen ebenfalls im Alter von etwa 15 Jahren. Geschiedene Eheleute können am nächsten Tage wieder neue Ehen eingehen. Nahe Blutsverwandtschaft, auch im zweiten Gliede, bildet kein Hinderniß; so können ein Onkel seine Nichte, ein Neffe seine Tante und Bruderkinder einander ehelichen. Nur die allernächsten Blutsverwandten, d. h. Brüder und Schwestern vom selben Elternpaare dürfen keine Ehe mit einander schließen. Die Hochzeitsgebräuche sind die bei den Mohammedanern allgemein üblichen; eine große Bewirthung ist nicht Sitte, so daß die Hochzeiten nicht viel kosten. Die Bestattung der Verstorbenen geschieht ebenfalls nach mohammedanischem Brauche. Einen Unterschied finden wir nur in der Sitte, daß die nächsten Angehörigen der Todten 40 Tage auf dem Grabe des Verstorbenen leben müssen. Dieser Brauch wird aber nur theilweise erfüllt. Am Donnerstag jeder Woche besuchen die Angehörigen die Gräber der Ihrigen und senden zu ihnen Gebete um ihre Hilfe in diesem Leben ¹⁾. Es werden zugleich Speisen auf den Gräbern zurückgelassen, die später gewöhnlich den Armen zu gute kommen.

Alle Matschin gehören zur Sekte der Sunniten; in religiösen Dingen sind sie nichts weniger als fanatisch. Die Sprache unterscheidet sich, sogar bei den Bergbewohnern, nur wenig von dem allgemeinen Idiom im östlichen Turkestan. Unser Dolmetscher aus Kuldscha machte sich überall leicht verständlich, obwohl er behauptet, daß in der Sprache des Matschin Stammes Worte vorkämen, die den Bewohnern von Kuldscha fremd sind.

Anfangs August traten wir aus dem Keria-Gebirge auf den Weg nach Chotan heraus und in die Dase Tschira ein. Von dort sandten wir nach den in Keria zurückgelassenen Effekten und Kameelen. Dieser Tage treffen diese Sachen bei uns ein und wir ziehen dann über Chotan, den Lauf des Flusses Chotan hinab nach Aksu und weiter über den Tien-Schan hinaus in das heimische Gebiet, das wir vermuthlich gegen Ende Oktober erreichen werden.

¹⁾ Wir finden hier also den Kultus der Vergötterung der Vorfahren.

Die erste Erforschung des Madre de Dios.

II. (Schluß.)

Verschiedene Reisende haben es unternommen, den Madre de Dios zu untersuchen. Der bedeutendste von ihnen war der Lieutenant der nordamerikanischen Marine, Gibbon, der aber — flußabwärts — nur bis 12° 30' südl. Br. und 70° 26' westl. L. von Greenwich gelangte. Nach ihm versuchten es die Reisenden Marchand, Goherin und Jgn. Loyola Bautista, welcher bis 11° 30' südl. Br. und 70° (?) westl. L. vordrang, da, wo der Madre de Dios die Flüsse Piñipiñi und Marcapata in sich aufnimmt. Alle diese Forscher versichern, daß er so mächtig und zur Schifffahrt geeignet sei, wie der Purus und der Beni.

Bevor wir zu dem knappen, der bolivianischen Regierung im Laufe des Jahres 1885 erstatteten Berichte des Padre

Armentia übergehen — die Veröffentlichung seines Tagebuches ist in Aussicht gestellt — möge hier eine kurze Mittheilung über die Erforschung des Madre de Dios durch den noch jetzt lebenden Jgn. Loyola Bautista folgen, welchen Schreiber dieses persönlich sehr genau kannte. Mit dem Worte „Erforschung“ ist zu viel gesagt, denn wie alle früheren Expeditionen scheiterte die seinige an der feindseligen Haltung der Chunchos ¹⁾. Auch Bautista hielt, wie es bis vor Kurzem nicht anders sein konnte, den Madre de Dios für den Oberlauf des Purus.

¹⁾ Chunchos ist der Name, mit welchem die wilden Indianer im Allgemeinen bezeichnet werden. — „Chunchos, Barbaren, Wilde“ sind im Spanischen synonyme Ausdrücke.

„Die Reise wurde im Jahre 1856 von Cuzco aus angetreten. Von dort nach Paucartambo sind es 12 Leguas, von da nach dem Dorfe Challabamba vier, und eine weitere nach der Hacienda von Dcobamba. In diesem Punkte fragte mich mein Gefährte Juan B. San Miguel, der jeden Fuß Landes in der Montana kannte, ob ich den so ersehnten Fluß zu sehen wünsche, bevor wir an seinen Ufern anlangten, und da ich mich damit einverstanden erklärte, so brachen wir am anderen Morgen sehr früh auf, um bei Tagesanbruch oben in der Cordillera zu sein, bevor die dichten Nebel aus den Thälern aufstiegen. In der That gelang es uns, den Fluß zu sehen, wie er sich in der Ferne wie ein silbernes Band auf dunkelgrünem Grunde dahinschlängelte.

Von unserem Aussichtspunkte hatten wir mehr als drei Leguas auf einem abscheulichen Wege, wenn ein Pfad im Bette eines an Wasserfällen und Wirbeln reichen Gebirgsbaches den Namen Weg verdient, hinabzuklettern, um an den Chirimayo (kalter Fluß) zu gelangen, wo wir die Nacht unter einer Hütte verbrachten, welche die Regierung kurz zuvor hatte errichten lassen. Am folgenden Tage passirten wir den Yanamayo (schwarzer Fluß), die Hacienda Guadalupe und machten dann auf der Hacienda La Cueva Halt, die ihren Namen von einem ungeheuren, auf der linken Seite des Weges liegenden Felsblocke hat, der einen hohlen Raum zeigt. Für den zurückgelegten Weg rechnet man sechs Leguas.

Von hier aus fängt die eigentlich wilde Region an, weil die Chunchos bis hierher kommen; hier auch nimmt der Fluß seinen großen Namen Tono an. Nicht weit davon passirten wir über eine Brücke auf das rechte Ufer, und, nachdem wir die fließenden Yanatai und Mujillo hinter uns hatten, kamen wir an einen Abstieg, wo der Gebirgsweg aufhört und die große Ebene anfängt, die mit $2\frac{1}{2}$ m hohem Graswuchse bedeckt ist. Früher waren hier die Kulturen der Haciendas Santa Cruz und Guairapata, die sich bis gegen San Miguel erstreckten, einer Hacienda, wo man schon seit manchen Tagen auf uns wartete. Es war dies der Punkt, von welchem aus die zweite Etappe in Angriff genommen werden sollte. Mit den am vorigen Tage zurückgelegten sechs Leguas zählt man 34 Leguas von Cuzco. Die Freude, welche uns der Gedanke verursachte, den Ort erreicht zu haben, der in der Folge unser einziger Stützpunkt und Nothanker zu sein hatte, wurde wenige Stunden später durch ein trauriges Ereigniß getrübt. Zwei unserer Begleiter, die Nordamerikaner Denis und Jacobs, Schiffszimmerleute und Arbeiter beim Baue der peruanischen Freygatte „Amazonas“, welche die Arbeiten bei den für die Expedition anzufertigenden Booten leiten sollten, beabsichtigten, am gleichen Abend einen großen Spaziergang um die Koka-pflanzungen herum zu machen. Der Mayordomo der Hacienda, F. Dueñas, ein Eingeborener von riesenhafter Statur und Stärke — der Schrecken der Chunchos, denn keinem, der in seine Hände fiel, schenkte er das Leben, wie auch er zuletzt ihren Pfeilen erlag — rieth ihnen, sich nicht unbewaffnet hinauszuwagen, weil, wie ihn nicht entgangen sei, die Chunchada seit Tagen einen Angriff auf die Hacienda plane; daß sie daher wahrscheinlich angegriffen würden, wenn sie sich allein und ohne Waffen zeigten; allein die beiden Männer hielten es für überflüssig, auf seine wohlgemeinten Worte zu hören und begaben sich hinweg, um dem Tode in den Rücken zu laufen, der am Saume des Waldes ihrer wartete. Die lauernden Wilden ließen sie auf Pfeilschußweite herankommen, und als eine Ahnung der sie bedrohenden Gefahr in ihnen auftauchte, war es zur Flucht zu spät. Von unzähligen Pfeilen durchbohrt fielen sie nach wenigen Schritten, wie wir am folgenden Tage

sahen; denn in der Nacht war es nicht mehr möglich, sie aufzufinden, so sehr wir uns auch darum bemühten, und nur zu richtig erwies sich die vom Mayordomo ausgesprochene Ueberzeugung: daß uns nichts übrig bleibe, als Gott für ihr Seelenheil zu bitten. Dies geschah, als wir sie hereinbrachten, begruben und das Zeichen der Christen auf ihrem Grabe aufpflanzten.

Wenige Tage nachher, nachdem die Necua¹⁾, welche Werkzeuge und Lebensmittel brachte, eingetroffen war, setzten wir uns in Marsch für die zweite Etappe. Von San Miguel marschirten wir fünf Leguas bis zum Encuentro (Sammelplatz), wie wir den Zusammenfluß der Flüsse Tono und Cosñipata²⁾ nennen, nachdem wir die verlassenen Haciendas Chaupimayo und Munaipata hinter uns gelassen und die Flüsse Hospital und Supurqui gekreuzt hatten. Das Terrain war ein wenig sumpfig, weil der Weg bei geringem Falle neben dem rechten Ufer des Tono dahinführt. Nachdem das Lager auf einer Playa aufgeschlagen war, versuchten wir eine Brücke über den Tono zu schlagen, was uns nach einigen Tagen an einer schmalen Stelle seines Laufes gelang, und über welche wir dann an das zweite Encuentro kamen, welches der Zusammenfluß mit dem Rio Piñipiñi ist, wo zwischen den Höhen gleichen Namens seine Gewässer aus einer senkrechten Schlucht herausströmen. Das gegenüberliegende Ufer ist eine Ebene, welche sich am Horizonte verliert; der Strom breitet sich aus und umfluthet wunderlich gestaltete Inseln. Von Osten her bringen verschiedene Flüsse ihren Tribut; besonders der große Marcapata oder Inambari, und von dem Punkte an, wo er sich in den Tono ergießt, wird dem Flusse der so berühmte und ersehnte Name *M a d r e d e D i o s* beigelegt; den ausgedehnten Ebenen aber derjenige der Pampas del Sacramento. Am folgenden Tage kreuzten wir den Strom unter tausend Mühlen auf einem kleinen Floße.

Die Tiger (Zaguare) sind auf den bewaldeten Anhöhen von Piñipiñi, den letzten, die man sieht, sehr häufig; besonders bei Nacht verräth das furchterregende Brüllen ihre Anwesenheit.

Weithin konnte das Auge die Ufer verfolgen, an welchen sich die Wilden aufhalten, deren Boote wir auf dem Flusse wie schwarze Punkte ab- und zufahren sahen, an welche wir aber nicht heranzukommen vermochten, obwohl wir so weit hinabzogen, als es die kurze Zeit und die von uns mitgenommenen spärlichen Rationen erlaubten. Wir kehrten mit Bedauern um, obschon mit der Gewißheit, uns einige Tage später an der Stelle zu befinden, die wir, als zum Bauplatze von zwei Fahrzeugen passend, von Weitem in Augenschein genommen hatten. Leider sollte diese Hoffnung nie verwirklicht werden. Die von uns zurückgelegte Distanz berechne ich auf fünf Leguas.

Am folgenden Tage, nachdem wir auf das rechte Ufer des Tono übergegangen waren, wo sich unser Lager befand, riß der Strom bei seinem ersten Anschwellen, das eine Höhe von wenigstens 12 Fuß erreichte, die Brücke weg. Es bewies das, daß wir nicht mehr an Brücken denken durften; deshalb schritten wir zum Baue eines Bootes, wofür wir einen dicken Baum fällten, der eine Meile von unserem Lager entfernt stand und aus dessen Stamme wir ein Stück

¹⁾ Trupp beladener Maulthiere oder Esel.

²⁾ 17 Jahre später scheiterte am gleichen Cosñipata eine Expedition, die von dem, einer der besten peruanischen Familien angehörigen Präfecten von Cuzco geleitet war. Wegweiser derselben war wiederum der früher erwähnte Juan B. San Miguel. Der Präfect und zwei seiner Begleiter verloren dabei das Leben.

von 12 m Länge und 2½ m Durchmesser schnitten. Diese Aufgabe beschäftigte uns vier Tage.

Nach 14 Tagen war das Boot fertig, der Weg zum Flusse geebnet, die Walzen zugeschnitten und alles vorbereitet, um es am folgenden Tage ins Wasser zu bringen, die Reise flussabwärts fortzusetzen und zu erforschen, ob sich in der Flußenge Schnellen oder Abstürze befänden, welche sich der Beschiffung in den Weg stellen könnten. Aus diesem Grunde traten die beim Baue beschäftigten Leute um 2 Uhr den Heimweg an, statt Abends, wie an den vorhergehenden Tagen. Eine Fügung des Himmels! Denn als wir in die Nähe des Lagers kamen, stießen wir auf die Chunchos, die uns von verschiedenen Seiten anfielen. Ihr Angriff war so plötzlich und so gut ausgeführt, daß wir unterlegen wären, wenn wir unsere Kaltblütigkeit verloren hätten. Glücklicher Weise dauerte das Gefecht kaum eine halbe Stunde. Die Chunchos waren nämlich selbst überrascht worden, als sie, uns an der Arbeit wärend, das schlecht bewachte Lager überrumpeln wollten. Als sie ihren Häuptling, der einen Schuß in den Kopf erhielt, fallen sahen, flohen sie. Der einzige Todte, den wir hatten, war unser Gefährte Albert, welchen ein von jenem Häuptlinge abgeschossener Pfeil durchbohrt hatte.

Acht Weiber, die zu unserer Gesellschaft gehörten, hatten sich im Lager vor Schrecken auf einen Haufen zusammengepfert, und wenige Augenblicke später wären sie den Pfeilen der Wilden unfehlbar zum Opfer gefallen, wenn ich mich nicht ihrer angenommen und sie unter einem Dickicht geborgen hätte, was mich bei der grenzenlosen Verwirrung nicht wenig Mühe kostete. Wären die Wilden in diesem Momente vorgegangen, so hätten sie leichtes Spiel mit uns gehabt. Bis zum Einbruche der Nacht belästigten sie uns mit ihren Pfeilen, die wir indeß von Weitem kommen sahen und vermeiden konnten. Wir waren bloß 18 Männer und hatten wahrscheinlich den ganzen Guachipaire-Stamm und noch vielleicht andere auf dem Halse gehabt. Der Nordamerikaner Hach, der als Kapitän fungirte, stellte Schildwachen aus und ließ die Feuer löschen. In großer Unruhe und Besorgniß verbrachten wir die Nacht. Bei Tagesanbruch erfolgte ein neuer Angriff, der schnell zurückgewiesen wurde, und bei dem ihnen, den Blutspuren nach zu urtheilen, Verluste zugefügt worden waren.

Die Mehrzahl der Theilnehmer beschloß, weil auch die Lebensmittel zu mangeln anfangen, den Rückzug nach der Hacienda San Miguel anzutreten, der aber mehr einer Flucht gleich. Verschiedene Gegenstände, Werkzeuge, Taue u. s. w. wurden vergraben, um sie später abzuholen.

Auf der Hacienda warteten wir nun mit Sehnsucht auf die Ankunft einer Recua, die uns unter der Bewachung von 12 weiteren Theilnehmern an der Expedition den Rest der benötigten Lebensmittel und Geräthschaften zuzuführen hatte, denn es war ein solcher Mangel eingetreten, daß der Mayordomo und seine Leute beinahe selbst nichts mehr zu essen hatten und allen Vögeln, die sich in der Nachbarschaft blicken ließen, nachgestellt wurde. Aus dieser trüben Situation, wobei Leute manchmal einen ganzen Tag nichts über die Lippen brachten und wildwachsende Früchte gute Beute waren, erlöste uns endlich das Eintreffen der angekündigten Vorräthe.

Sechzehn Tage waren vergangen, seitdem wir uns zurückgezogen hatten, und allgemein war die Frage, was aus unserem Boote geworden sei; aber Niemand verspürte Lust, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen. Eines Morgens weckte mich Juan B. San Miguel bei Tagesgrauen und schlug mir vor, nach dem Boote zu sehen. Wir waren vier, die sich trotz der Abmahnungen unserer

nordamerikanischen Gefährten auf den Weg machten. Unter Vermeidung jedes unnötigen Geräusches schritten wir dahin und langten um 10 Uhr bei dem Boote an, welches die Chunchos nicht berührt hatten, das aber in Folge der Sonnenhitze und weil es nicht bedeckt gewesen, an vielen Stellen gesprungen war. Dem Ufer des Cosñipata entlang gehend kamen wir beim Encuentro an, wo sich ein unerwarteter Anblick darbot: die beim Rückzuge verschütteten Mais- und Gerstenkörner, Bohnen u. s. w. hatten gekeimt und die Pflanzen eine Höhe von 30 bis 40 cm erreicht!

Auf dem längs der Ufer des Toro erfolgenden Heimwege bedrohten uns die Chunchos von der Insel der Pavas (Enten) aus, so daß wir alle Kräfte zusammenrafften, um möglichst schnell aus ihrem Bereiche zu kommen; allein erst spät Abends langten wir erschöpft und abgehetzt auf der Hacienda an.

Während zweier langer Monate führten wir in Folge der eingerissenen Unentschlossenheit ein beinahe unthätiges Leben, das nur einmal durch einen Zug nach der Hacienda Cosñipata unterbrochen wurde — bei einem Ueberfalle durch die Chunchos hatten drei ihrer Bewohner das Leben verloren — als eines Morgens, ich war gerade im Begriff, mich mit einer englischen Lektion von Ollendorf abzuquälen, von der Pampa ein gewaltiger Lärm herüberschallte. Die Chunchos waren in Sicht! Die literarische Methode bei Seite zu werfen und nach preussischem Systeme¹⁾ vorzugehen, war eins. Wir marschirten in ausgedehnter Linie mit einer Miniaturkanone im Centrum. Resultat: acht Gefangene einschließlich einer Chuncha und ihres Säuglings. In dem nun abgehaltenen Kriegsrathe kamen in Betreff unserer unfreiwilligen Gäste drei Vorschläge zur Sprache: 1. Todesstrafe als Repressalie für den Mord unserer drei Gefährten, 2. sie nach Paucartambo zu bringen, 3. sie gut zu behandeln, damit sie einen Waffenstillstand versprächen, der uns erlaubte, unbelästigt zum Madre de Dios hinab zu gelangen. Dieser letzte Vorschlag überwog und demgemäß schenkten wir ihnen allerlei Kram, Messer und eine Pfeife, deren abscheulich quikender Ton sich wenige Nächte später, man könnte sagen, über uns lustig machte und, vom Walde aus herausfordernd, uns die Nachtruhe raubte, ohne zu rechnen, daß wir, in unseren Hoffnungen auf ihr Versprechen gänzlich enttäuscht, uns die Wilden mit Flintenschüssen vom Leibe halten mußten.

Anfangs August theilte mir der Unterpräfekt mit, die Regierung könne sich nicht weiter mit dem Unternehmen befassen, da sie die Revolution in Arequipa zu bekämpfen habe. So war denn das Schicksal der Expedition besiegelt. Den schon früher fahnenflüchtig Gewordenen folgend, traten wir die Heimreise an; zwei Nordamerikaner jedoch, Willis und Guilmore, entschlossen sich zum Verbleiben, und ihnen wurde die Aufsicht über die der aufgelösten „Sociedad Exploradora del Madre de Dios“ angehörigen Gegenstände und Geräthschaften übertragen.“

* * *

Dem Padre Armentia war es endlich vorbehalten, den Windungen des mysteriösen Madre de Dios zu folgen, und zwar flussaufwärts, wie den einstreifen in knapper Fassung gebotenen Notizen zu entnehmen ist, welche sich hauptsächlich mit der Frage der an seinen Ufern zu errichtenden Missionen und der in Folge dessen eintretenden Verkehrsverlehterungen beschäftigten:

¹⁾ Der Verfasser, ein Altspanier, hat diese Aufzeichnungen im Jahre 1873 niedergeschrieben.

Die Erforschung des Madre de Dios wurde in den Monaten Oktober und November 1884 ausgeführt. Der Punkt, von welchem aus die Kommission ihre Expedition antrat, war die Einmündung des Madre de Dios in den Beni unter 11° südl. Br. und $69^{\circ} 40'$ westl. L. v. Paris. Sie drang vor bis $12^{\circ} 55'$ südl. Br. und $71^{\circ} 41'$ westl. L. von Paris.

Der Madre de Dios bereitet der Schifffahrt keinerlei Hindernisse, weder bis zu dem Punkte, wo die Kommission ihren Uebergang zum Aquiry bewerkstelligte, noch bis zu dem Punkte, bis zu welchem sie überhaupt gelangt ist, denn wenn wir auch unter $12^{\circ} 38'$ südl. Br. und $71^{\circ} 28'$ westl. L. auf eine Stromschnelle gestoßen sind, so bietet doch diese Stromschnelle, davon abgesehen, daß sie viel weiter oben, als der Hafen liegt, von dem aus eine Verbindung (mit dem Aquiry) zu eröffnen wäre, eine bequeme Durchfahrt auf der linken Seite, wenigstens als die Kommission sie sah (12. und 14. November 1884), eine Zeit, zu welcher der Strom sich mindestens 6 m über den niedrigen Wasserstand erhebt. Wir glauben aber, daß man zu irgend einer Zeit auf dieser Seite passieren kann, wovon wir uns im August nächsten Jahres vergewissern werden, da wir gedenken, die Untersuchungen alsdann bis zur Mündung des Rio Tuambari auszudehnen. In jedem Falle verhindert diese Stromschnelle die Schifffahrt auf dem Madre de Dios nicht. Bolivien würde nur einen kleinen oder gar keinen Nutzen von einer Schifffahrt auf dem Oberlaufe dieses Stromes haben, während die Vortheile einer Dampfschifffahrt auf dem unteren Theile groß und augenscheinlich sind. Verbindet man den Madre de Dios mit dem Aquiry vermittels eines Schienenweges, so öffnet man dem Handel in diesen Regionen einen neuen Weg, hauptsächlich dem so wichtigen des Departements Beni und einem großen Theile der Provinz Caupolican, welche heutzutage ganz auf den Madeira angewiesen sind, wo das Fieber so viele Opfer fordert. Der Purus und der Aquiry sind, soweit das von ihnen durchströmte Terrain zu Bolivien gehört, von den anderen Theilen der Republik durch undurchbringliche Wälder getrennt und bloß eine Bahn, welche den Aquiry mit dem Madre de Dios verbindet, könnte sie in Berührung mit einander bringen.

Der Madre de Dios hat eine viel größere Wassermenge als der Beni, und wenn die Kommission darauf verzichtete, seine Tiefe zu untersuchen, so ist es, weil es ihr — davon abgesehen, daß der Fluß 6 m über dem gewöhnlichen Niveau stand — an Instrumenten gebrach, die zu diesem Zwecke tauglich gewesen wären; denn mit Stangen den Grund erreichen zu wollen, wäre zu dieser Jahreszeit vergebliches Bemühen gewesen. Seine Breite bewegt sich zwischen 300 und 2000 m; meistens beträgt sie 500 m. Der Aquiry hatte an dem Punkte, wo wir auf ihn stießen, eine Breite von 71 m im Minimum, und eine beträchtliche Tiefe, denn nahe am Ufer konnten wir mit $4\frac{1}{2}$ m langen Stangen keinen Grund finden; ein wenig unterhalb des Hafens Aguirre erhält er auf dem linken Ufer den Zufluß des nicht unbedeutenden Rio Ponte, und andere folgen, bis ein ansehnlicher und für die Schifffahrt sehr bequemer Fluß aus ihm wird. Wir halten daher die Möglichkeit der Schifffahrt auf dem Madre de Dios und Aquiry für über allen Zweifel erhaben. — Wird nun eine Bahn zwischen den beiden Flüssen ausführbar sein? — Die von der Kommission bei ihrem Uebergange zum Aquiry oder Manuvini durchmessene Distanz war: drei Stunden bis zur Carpa (Obdach) Maru y Huarg, westliche Richtung; drei Stunden in nördlicher Richtung bis zur Carpa Codarg y Buda und zwei Stunden in nördlicher Richtung bis zum Flusse selbst. Es geht daraus

hervor, daß, wenn wir drei Meilen per Stunde zurückgelegt haben (mehr kann man nicht rechnen, da wir im Walde marschirten und die Träger mit Betten, Lebensmitteln und Geschenken für die Wilden im Gewicht von zwei Arrobas [50 Pfd.] per Mann belastet waren), neun Meilen gegen Westen und fünfzehn gegen Norden durchgemessen wurden. Das Terrain ist vorzüglich, sehr eben und ziemlich hoch gelegen, daher den Uberschwemmungen nicht ausgesetzt. Am Madre de Dios muß die 200 m vom Flusse entfernte, 50 m hohe Abdachung des Plateaus erstiegen werden, das sich bis zum Aquiry hinzieht; bloß in der Mitte stößt man auf einige Bäche, deren größter nicht über 2 m breit und einen Fuß tief ist. Wenn man also, die Carpa Maru y Huarg bei Seite liegend, vom Madre de Dios aus eine nordwestliche Richtung einschlägt, so reducirt sich der Weg auf die gewiß unbedeutende Entfernung von 17 (englischen?) Meilen.

Sobald die Kautschukfahmer am Beni und Madre de Dios von dieser Entdeckung Kunde hatten, faßten sie neuen Muth, dessen sie bei ihrer darnieder liegenden Industrie sehr bedürftig sind. Die Schifffahrt auf dem Mamoré müßte aber derjenigen auf dem Beni und Madre de Dios die Hand reichen, vermittels eines bequemen Weges von der Stromschnelle Guajara merin am Mamoré bis zur Stromschnelle Esperanza am Beni, Punkte, die bloß 11 Leguas von einander entfernt sind. Von den Kautschuk-Industriellen ist zwar dort neuerdings ein Pfad eröffnet worden.

Ueber die Stämme, welche sich in den betreffenden Regionen aufhalten, haben wir Folgendes zu berichten: Die Pacaguara's wohnen vom Madre de Dios bis zum Purus; von 11° südl. Br. und 70° westl. L. an. Sie haben ihre eigene Sprache. Wir erfuhren nicht, daß sie sich in dieser Region in erklecklicher Anzahl aufhalten, folglich verdienen sie für den Augenblick wenig Aufmerksamkeit. Von 70° an wohnen ferner an beiden Ufern des Madre de Dios und am Aquiry und Purus eine Menge Araonas- und Cavinass-Stämme, welche ein und dieselbe Sprache sprechen, gleiche Gewohnheiten haben und selbst in vielen Stämmen vermischt leben. Gegen 72° westl. L. und zwischen den Graden 12 und 13 südl. Br. wohnen die Toromonas, welche die gleiche Sprache wie die Araonas (Araunas) und die Cavinass sprechen, die mit einigen Unterschieden die gleiche wie diejenige der Briameños und Tumupaseños (Leute von Briama und Tumupasa) ist. Diese letzteren leben auf dem zwischen dem Madre de Dios und dem Mabití liegenden Territorium, am Fuße der Höhen der Cordilleren von Carabaya(?).

Die Unterwerfung (reduccion) dieser Stämme würde der Regierung einige Opfer auferlegen, um die Missionare mit Allem zu unterstützen, was einem Werke von so hoher Bedeutung förderlich wäre; die Ergebnisse würden die Kosten aber hundertfältig decken.

Die Industriellen, die sich mit der Kautschukgewinnung abgeben, können bloß dadurch die Wilden bei guter Laune erhalten, daß sie ihnen fortwährend Beile, Messer, Kleidungsstücke u. s. w. zum Geschenk machen.

Ohne Unterlaß werden die Baracken von einer Menge von Wilden heimgesucht, deren ganze Unterhaltung sich darauf beschränkt, „hacha (Beil), cuchillo (Messer), camisa (Hemd)!!“ zu rufen; und wegen ihrer eigenen Sicherheit und derjenigen ihrer Interessen sehen sich die Industriellen genöthigt, jene mit diesen Artikeln zu versehen, was nicht geringe Ausgaben und beträchtlichen Schaden verursacht, da es vorkommt, daß in den Baracken nicht einmal mehr das

zur Arbeit nöthige Geräth übrig bleibt. Es ist dies in Betracht zu ziehen, wenn die Regierung die so drückende Abgabe von fünf Pesos auf jede Estrada von 100 Bäumen durchführen will.

Die Zahl der Araunas und Cavinas, von welchen die Kommission Kenntniß genommen hat, beläuft sich auf einige 30 Stammhäuptlinge, deren jeder 15 bis 30 Familien

unter sich hat; selten mehr. Die Zahl der unbekanntem Stämme ist aber bedeutend größer. Auch die Zahl der Toromonas ist größer. Neben diesen letzteren wohnen die grimmigen Guarayos, welche sich an den Abhängen der Höhen im Quellengebiete des Madre de Dios aufhalten, Stämme, bei welchen ein aus ihrer Unterwerfung entspringendes günstiges Resultat zu den Unwahrscheinlichkeiten gehört.

Kürzere Mittheilungen.

Lindsay's Forschungsreise in Australien.

Mr. David Lindsay hat eine neue Forschungsreise durch Central-Australien unternommen. Derselbe bekleidete Jahre lang eine hervorragende Stellung im Vermessungsamte der Kolonie Süd-Australien und leitete im Jahre 1883 (s. „Globe“ XLV, S. 79) eine Expedition, welche die Regierung zur Erforschung des wenig bekannten „Arnhem Land“ an der Nordküste von Australien ausgesandt hatte. Seine jetzige Reise wird von Hergott Springs, der Endstation der von Port Augusta an der Spitze des Spencer-Golfs auslaufenden Nordbahn, ausgehen, und sich über Charlotte Waters (25° 55' südl. Br. und 135° 54' östl. v. Gr.) nördlich nach dem in den Mc Donnell Ranges entspringenden Finke R. fortsetzen. Es ist dies der längste Fluß im centralen Australien. Man kennt von seinem oberen Laufe 450 englische Meilen, weiß aber von seiner Mündung, oder wie er zuletzt verlaufen mag, noch nichts. Lindsay wird diese Frage zur Lösung zu bringen suchen und überhaupt das große, zur Zeit völlig unbekanntes Gebiet zwischen 25° und 27° 40' südl. Br. und 135° und 137° östl. L. Gr. nach allen Richtungen hin erforschen. Es waltet dabei noch ein ganz besonderes Interesse: die Vermuthung, daß dort die seit dem Jahre 1848 verschollene Expedition Dr. Leichhardt's ihren Untergang gefunden habe. Sie stützt sich auf folgende Momente. Vor Jahren unternahm der nunmehr verstorbene Mr. Farvis, welcher ein großes Schäfereweiden am Mount Margaret (westlich vom Lake Eyre) verwaltete, einen Ausflug nach Norden, um nach guten Weideplätzen mit Wasser zu suchen. Er entdeckte dabei den Macumba Creek, welcher nördlich in den Lake Eyre mündet, und fließ weiter nördlich auf einen stark fließenden Fluß mit salzigem Wasser, den die dortigen Eingeborenen „Tirreawah“ nannten. Ein erwachsener Mann unter ihnen erzählte dem Mr. Farvis, daß zur Zeit, als er noch ein piccaninny (kleiner Knabe) gewesen, eine Anzahl weißer Männer mit Ochsen, Pferden und Ziegen von Osten her gekommen seien. Die Eingeborenen hätten sich anfänglich vor ihnen gesücht, wären ihnen aber gefolgt und hätten sie, als sie über den Tirreawah schwimmen wollten, angegriffen. Sie hätten dann das Vieh noch von einem Stamme der Eingeborenen zum anderen getrieben, bis sie nach einander Alle todt gewesen. Dieser Tirreawah-Fluß kann nun aber kein anderer sein, als der jetzt so benannte Finke. Die Möglichkeit, daß man in dortiger Gegend den Dr. Leichhardt noch lebend antreffen werde, bleibt wohl auf alle Fälle ausgeschlossen, ganz abgesehen von seinem Alter, welches jetzt 80

Jahre zählen würde. — Ferner fällt ins Gewicht, daß man auf der ganzen Länge des Ueberlandtelegraphen von Port Augusta durch Central-Australien bis Port Darwin an der Nordküste, der seit 14 Jahren in Betrieb ist und dessen Gebiet seitdem mit Abweichungen nach rechts und links vielfach bereist worden ist, auch nicht auf die geringste Spur der Leichhardt-Expedition gestoßen ist. Es erscheint daher höchst unwahrscheinlich, daß Leichhardt diese Linie passiert hat. Sein entferntestes Lager wurde bisher am Thomson oder Aromac im westlichen Queensland unter ungefähr 25° südl. Br. aufgefunden. Die Reise sollte auf Perth zu, die Hauptstadt der Kolonie West-Australien, verlaufen, und wie ein Blick auf die Karte zeigt, liegt der Finke, vom Thomson aus, in dieser Richtung. Dies sind die Gründe, welche den Schauplatz des Unterganges der Leichhardt-Expedition in der Nähe des Finke wenigstens vermuthen lassen.

Wenn Mr. Lindsay den unteren Lauf des Finke feststellt und das oben bezeichnete unbekanntes Gebiet erforscht hat, wird er nordöstlich auf den Herbert-River zureisen und hier ausgedehnte Vermessungen verschiedener Schäfereweiden ausführen, dann seine Forschungen in der Richtung auf den in den Golf of Carpentaria mündenden Mac Arthur fortsetzen und zuletzt auch an diesem Flusse weitere Vermessungen vornehmen. Die ganze Länge der Reise, von Hergott Springs ab gerechnet, wird ungefähr 2500 englische Meilen (4023 km) betragen. Die dem Mr. Lindsay eigene Unererschrockenheit und Energie bürgen dafür, daß er seiner Aufgabe gewachsen ist. Die Kosten der Expedition bestreitet er größtentheils aus eigenen Mitteln. Ihn begleiten sieben Personen, darunter auch ein Photograph, und für den Transport dienen zehn Kameele. Man sieht in Australien dem Ausgange mit größter Spannung entgegen.

Auf besondere Empfehlung des bekannten Regierungsbotanikers Baron Dr. Ferdinand von Müller in Melbourne wurde noch in letzter Stunde von Seiten der südaustralischen Regierung Lieutenant Hermann Dietrich als Botaniker der Expedition beigegeben. Derselbe war früher Lieutenant in der preussischen reitenden Artillerie. Später führte er ein abenteuerliches Leben in vieler Herren Länder, besuchte die Türkei, Kleinasien, Aegypten, den Sudan, Abyssinien u. s. w. und lebt zur Zeit in Melbourne in intemem Verkehre mit Baron von Müller.

Mr. Lindsay nimmt viel Sämereien und auch Pflanzen mit auf die Reise, welche ihm Baron von Müller eingehändigt hat, damit er sie an geeigneten Orten dem Erdboden übergebe.

Henry Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

A s i e n.

— Eine eigene Specialität unter den Reisenden vertritt der englische Geistliche Henry Lansdell, welcher in den letzten Jahren Sibirien, Russisch-Turkestan, Kuldscha, Buchara und Chiwa durchreist hat; sein Reisezweck ist hauptsächlich die Vertheilung von religiösen Druckschriften, Bibeln u. s. w. in Gefängnissen, Spitälern und ähnlichen öffentlichen Anstalten. Daneben hat er allerdings ein offenes Auge, besonders für die Vegetation und die Thierwelt, und da er mit einer Fülle der besten Empfehlungen versehen war, so hatte er Gelegenheit, Vieles zu sehen, zu erfahren und zu sammeln, was Anderen vielleicht weniger zugänglich gewesen wäre. Seine letzte Reise führte von London über Zekaterinburg nach Omsk, Semipalatinst, Sergiopol, Kuldscha, Wernoje, Tadschend, Chokand, Samarand, Buchara, Chiwa, Krasnowodsk, Baku und zurück nach London, war 19400 km lang und wurde in kaum einem halben Jahre zurückgelegt. Sein Buch ist jetzt in deutscher Uebersetzung (von H. von Wobeser) unter dem Titel „Russisch-Central-Asien nebst Kuldscha, Buchara, Chiwa und Merv“ in drei Bänden, denen noch ein wissenschaftlicher Anhang über Fauna und Flora von Russisch-Turkestan nebst Bibliographie folgen wird, bei F. Vitz und Sohn in Leipzig erschienen. (Mit Karte, Photographie des Verfassers und ca. 70 Abbildungen, Preis 20 Mk.) Es ist keine fortlaufende Schilderung seiner Erlebnisse, sondern die Reise des Verfassers bildet gleichsam nur den Faden, an welchem eine große Menge wissenschaftlicher Daten, die der Autor aus Originalwerken, durch Erkundigungen und von Behörden zu sammeln verstanden hat, aufgereiht sind. Jegliche Seite des öffentlichen und privaten Lebens erhält so seine Beleuchtung durch statistische Angaben, Geschichte, wie Ethnographie, Fauna und Flora, Militärwesen und Verwaltung, Schulwesen, Krankheiten, Spitäler, Handel und Verkehr u. s. w., und so kann das Werk demjenigen, welcher den schildernden Theil vielleicht nur einmal liest, auch späterhin als Nachschlagebuch zu mehr wissenschaftlichen Zwecken dienen.

— Als im Jahre 1883 die Koreanische Gesandtschaft aus den Vereinigten Staaten zurückkehrte, wurde auf Befehl des Königs eine sogenannte „Amerikanische Farm“ angelegt. Nach einer Mittheilung des amerikanischen Geschäftsträgers in Seoul befindet sich dieselbe in vollem Aufblühen; im vergangenen Jahre hat man dort vielen Samen gewonnen und an dreihundert verschiedene Orte vertheilt, während die nöthigen Anweisungen für die Behandlung erteilt und mit Erfolg benutzt wurden. Die Hausthiere, welche auf der amerikanischen Farm gehalten werden, sind von „Kalifornischer Vollblut-Rasse“.

— Die japanische Regierung wird zwölf Frauen nach Frankreich schicken, damit sie dort die Landessprache studiren und dieselbe dann in ihrem Vaterlande lehren. Die Dauer ihres Aufenthaltes ist auf drei Jahre festgesetzt.

— Bei dem holländischen Minister der Kolonien ist darauf angetragen worden, fortan auch chinesische Dolmetscher in der Provinz Kuang-Tung ausbilden zu lassen, deren Sprache von den Chinesen, welche sich außerhalb Java niedergelassen, hauptsächlich gesprochen wird. Wahrscheinlich wird der Bitte entsprochen werden.

— Seit längerer Zeit werden die östlichen Inseln des malayischen Archipels von amerikanischen Freibeutern heimgesucht, welche die Vorgänge aus dem Stillen Ocean (Menschenraub), wie es scheint, dorthin verlegen wollen.

Trotzdem die holländischen Kriegsschiffe in den von ihnen heimgesuchten Gewässern kreuzen, ist es noch nicht geglückt, einen derselben auf frischer That zu ertappen.

A f r i k a.

— Die Direktion des Suez-Kanals hat sich entschlossen, probeweise die nächtliche Benutzung des Kanals zwischen Port Said und Kilometer 54 den Kriegsschiffen und Post-Dampfern, welche elektrisches Licht führen, zu erlauben. Um die Schifffahrt zu erleichtern, hat die Gesellschaft ihrerseits alle Stationen in diesem Theile des Kanals mit einem festen Lichte, welches 9 km weit sichtbar ist, versehen, um den Schiffen als Zeichen zu dienen; auch ist ein vollständiges Signalsystem organisiert, um die Verbindung mit den Schiffen auch bei Nacht unterhalten zu können. Wenn der Versuch glückt, soll er auch auf den übrigen Theil des Kanals, sowie auf andere Schiffe ausgedehnt werden; im Falle des Gelingens würde der Verkehr im Kanale eine große Erleichterung erfahren.

— Albinismus in Westafrika. Zu interessanten Studien — schreibt H. Zöllner (Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste, III, S. 81) — würde meines Erachtens ein genaueres Studium der „Albinismus“ genannten Entfärbung der Haut führen. Ich möchte die Aufmerksamkeit der berufsmäßigen Ethnologen und Anthropologen ganz besonders auf die eigenthümliche Thatsache lenken, daß die Zahl der Albinos, wenn man sich, von Westen oder von Südoften kommend, den Niger-Mündungen nähert, beständig zunimmt, bis schließlich im Niger-Delta selbst die bläßhäutigen und bläßhaarigen Menschen einen gar nicht unbedeutenden Bruchtheil der Gesamtbevölkerung darstellen. Auch scheint die Stärke der Hautentfärbung in direktem Zusammenhang mit ihrer Häufigkeit zu stehen. So haben z. B. die Albinos des Togo-Gebietes und von Camerun doch immer noch eine dunkle oder wenigstens stark ins Rötthliche schimmernde Hautfarbe, während ich im Niger-Delta solche sah, deren Farbe von derjenigen gesunder Deutschen, Engländer oder Schweden nicht zu unterscheiden gewesen sein würde. Der Gesichtsausdruck der afrikanischen Albinos ist ebenso wie derjenige der europäischen nicht gerade angenehm. Die Züge haben etwas Verkniffenes und Greisenhaftes, welcher peinliche Eindruck durch die meistens etwas unnatürliche Farbe des Haares noch vermehrt wird. Uebrigens scheint es beinahe, als ob in den Bergen, wo die meisten Albinos vorkommen, alle Bewohner eine leicht ins Rötthliche spielende Hautfarbe besäßen.

— Die Hoffnung, den *Aepyornis maximus* noch lebend in Madagaskar aufzufinden, ist nach einer Mittheilung von Grandidier an die Akademie in Paris sehr gering, da das seither noch unbekanntere Innere des südlichen Madagaskar sich als ein baumloses Steppenland herausgestellt hat, in welchem ein Vogel von dieser Größe nicht hätte unbemerkt bleiben können. Auch finden sich die Eier nicht dort, sondern in dem Dünengebiete an der Südküste zwischen Kap Ste. Marie und Machifora, wo sie im Dünenande begraben liegen und manchmal durch die Abpflüfung bei schwerem Regen herausgewaschen werden. Daß der Vogel aber noch nicht allzu lange ausgestorben sein kann, beweist der Umstand, daß sich mit den Eiern zusammen die Gehäuse von heute noch auf Madagaskar lebenden Schneckenarten, zum Theile mit noch erhaltener Färbung, finden.

Inseln des Stillen Oceans.

— Für die holländische Neu-Guinea-Expedition hat die zweite Kammer der General-Staaten anstatt der geforderten 25 000 Gulden nur 10 000 bewilligt; man fürchtete, daß politische Zwecke mit derselben verbunden seien. Wie es scheint, wird der Minister noch einen Versuch machen, die Bewilligung weiterer Mittel für die Expedition zu erlangen.

— Nach kaiserlicher Bestimmung sind in dem deutschen Antheile von Neu-Guinea und Umgegend folgende Namensänderungen vorgenommen worden: ein auf der Nordostküste von Kaiser-Wilhelms-Land, nordwestlich von Port Konstantine entdeckter Hafen und eine Bucht in der Nähe desselben sind „Friedrich-Wilhelms-Hafen“, bezw. „Prinz-Heinrich-Hafen“, ein östlich vom Kap de la Torre entdeckter großer schiffbarer Fluß „Kaiserin-Augusta-Fluß“, der Berg Beantemps-Beaupré auf der Gazellen-Halbinsel „Warzin“, das bisherige Neu-Irland, „Neu-Mecklenburg“, die Gruppe Duke of York „Neu-Lauenburg“ und Neu-Britannien „Neu-Pommern“ getauft worden.

Nordamerika.

— Alpheus Hyatt hat mit der Nacht „Arcthusa“ eine sehr erfolgreiche Fahrt längs der Küsten von Neufundland und Labrador gemacht. An der nur von einzelnen Fischen bewohnten Westküste Neufundlands wurden massenhaft wohlhaltene Versteinerungen von Cephalopoden gefunden, darunter Formen, welche ein neues Licht auf die Entwicklung der einzelnen Gruppen werfen. Eine recente Hebung längs der Küste, sowie an Labrador, an Anticosti und den Mingau-Inseln, war unverkennbar.

— Die verheerenden Ueberschwemmungen in Mississippigebiete und die Möglichkeit ihrer Verhütung beschäftigen neuerdings wieder vielfach die betreffenden Kreise der Vereinigten Staaten. In einem sehr lehrreichen Artikel in der Decembernummer des „American Naturalist“ macht Ballou darauf aufmerksam, daß sich das von Norden nach Süden verlaufende Mississippithal und das von Ost nach West laufende Ohiothal diametral verschieden verhalten. In ersterem besteht Hochwasser von Frühjahr bis Mitte Juni, aber da die Schneeschmelze nur langsam von Süden nach Norden vorschreitet, wird die Fluth verhältnißmäßig nicht so hoch, obgleich sie durch ihre lange Dauer Schaden genug thun kann. Ganz anders der Ohio. Da fast sein ganzes Thal unter demselben Breitengrade liegt, erfolgt nicht nur die Schneeschmelze fast in seinem gesammten Flußgebiete zu gleicher Zeit, sondern auch die atmosphärischen Vorgänge, welche in einer gewissen Beziehung zum Stande der Sonne stehen, dauernde Regengüsse, Wolkenbrüche, Tornados, betreffen es meist in seiner ganzen Ausdehnung, und so entstehen jene entsetzlichen Fluthen, welche auf der Welt nicht ihres Gleichen haben. Die Vereinigten Staaten haben für Schutzbauten schon über 500 Millionen Dollars ausgegeben, die von Privaten erlittenen Schäden belaufen sich bereits auf mehr als das Doppelte dieser Summe. Die fürchtbarsten Schäden entstehen durch die Eisgänge und Stauungen; um diesen abzuwehren, sind alle Snagboote, die zur Beseitigung der Snags, der feststehenden Baumstämme, unterhalten werden, mit Dynamitpatronen ausgerüstet. Um die Fluthen zu ver-

hüten, ist bis jetzt wenig Ernstliches geschehen, die bezüglichlichen Vorschläge sind im Kongress begraben worden. Jetzt dringt aber die Presse darauf, den Schaden an der Wurzel anzufassen und durch Wiederaufforstung, sowie durch Anlage von Teichen, Seen und kleinen Wasserreservoirs in den Quelläfern den Abfluß des Wassers zu verlangsamen.

Oceane.

— Eine Meervergiftung. Ueber einen merkwürdigen Vorgang, welcher für die Lehre von der Entwicklung der Korallenriffe nicht unwichtig ist, berichtet Forbes in seinem interessanten Buche: *A Naturalist's wanderings in the Eastern Archipelago*. Im Jahre 1876 wurden die Keeling-Inseln von einem fürchtbaren Orkan heimgesucht, welcher von dem auf der Insel wohnenden Mr. G. C. Ross genau beobachtet wurde. Der Sturm begann am 28. Januar, zum Glück durch rasches Fallen des Barometers so lange vorher angemeldet, daß die nöthigen Vorsichtsmaßregeln getroffen werden konnten. Das Meer stieg so fürchtbar, daß es bis 150 Yards einwärts der Hochwassermarkte vordrang; der Barometer fiel auf 26 $\frac{1}{2}$ “, kein Gegenstand, der höher als 1 bis 2' über dem Boden emporragte, blieb aufrecht und die Menschen konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich in den Vertiefungen des Bodens platt niederlegten. Am Strande wurden mächtige Korallenblöcke abgebrochen und hoch über die Hochwassermarkte hinaufgeschleudert. Sechszwanzig Stunden später bemerkte man in der Lagune zwischen den nördlichen Enden von Neu-Selima und Gooseberry Island eine schwarze Färbung des Meerwassers, welche aus der Tiefe aufstieg und sich über den größeren Theil der Innenlagune, soweit ihr nicht die Strömungen Halt geboten, verbreitete; ungefähr vierzehn Tage lang stiegen immer neue dunkle Wassermassen auf und verbreiteten einen penetranten Geruch nach faulen Eiern. Binnen 24 Stunden war im Bereiche der Färbung alles Leben vernichtet, die Muscheln und Korallen starben ab und todt Fische wurden in solchen Massen ans Land geworfen, daß die Eingeborenen drei Wochen lang zu arbeiten hatten, um sie wegzuschaffen und zu vergraben. Forbes besuchte die Insel im Jahre 1878. Noch waren die Spuren des Orkans kaum zum geringsten Theile verwischt und in der ganzen Osthälfte der Lagune kaum eine Spur von Leben zu finden. Die Korallen lagen todt und waren bis auf die Stämme herunter zerfressen, auch die Muschelschalen waren arg zerfressen. Nur hier und da sah man einen Fisch und ganz am Rande des Verwüstungsgebietes einzelne neue Kolonien von Madrepora und Porites. — Bekanntlich hat Darwin bei seinem Besuche 1836 in derselben Lagune ein ähnliches Verwüstungsfeld vorgefunden und glaubte es durch ein Sinken des Wasserspiegels, veranlaßt durch die Schließung verschiederener Zuflußkanäle, erklären zu müssen; aber vielleicht handelte es sich damals um ein ganz ähnliches Vergiftungsphänomen, bedingt vielleicht durch ein Erdbeben, das zwei Jahre früher stattgefunden. Auch für die Katastrophe von 1876 nimmt er ein Erdbeben an, das im Toben des Orkans übersehen worden sei. Es könnte aber vielleicht auch das Ausströmen des Schwefelwasserstoffgases bedingt gewesen sein durch den abnorm niederen Luftdruck, welcher das im Boden enthaltene, durch die Zersetzung der organischen Stoffe entstandene Gas zum Ausströmen brachte. Ko.

Inhalt: Ein Jahr am Kap Horn. III. (Schluß.) (Mit sieben Abbildungen.) — N. M. Prshewalski's fünfter Brief aus Central-Asien. III. (Schluß.) — Die erste Erforschung des Madre de Dios. II. (Schluß.) — Kürzere Mittheilungen: Lindsay's Forschungsreise in Australien. — Aus allen Erdtheilen: Asien. — Afrika. — Inseln des Stillen Oceans. — Nordamerika. — Oceane. (Schluß der Redaktion: 16. December 1885.)